

Wohnkultur : eine Umfrage

Autor(en): **Andritzky, Michael / Burckhardt, Lucius / Golowin, Sergius**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk - Archithese : Zeitschrift und Schriftenreihe für Architektur und Kunst = revue et collection d'architecture et d'art**

Band (Jahr): **66 (1979)**

Heft 27-28: **Heim + Heimat = Logis + patrie**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-50771>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wohnkultur

Eine Umfrage

Wie verhält es sich eigentlich mit dem «Wohnen-Lernen»: wer ist, in diesem Lernprozess, der «Fachmann» und wer der «Laie»? – Wenn heute viele Architekten, Innenarchitekten und Designer der Meinung zu sein scheinen, dass der sog. «Laie» derjenige wäre, von dem es dies und das zu lernen gelte, so meinen sie das kaum im Sinne eines bloss maklerischen «den Leuten aufs Maul Schauen» (– resp. hinter die Vorhänge). Das tut Möbel Pfister besser. Sie meinen wahrscheinlich, dass der «Geschmack» eine relative Sache sei und der «gute Geschmack» etwas, was besonders dafür anfällig zu sein scheint, sich – einmal in zweiter Hand – als Kitsch zu ent-

larven; auch wenn eine solche Entlarvung hinwiederum nicht ganz so schlimm ist, wie man das noch vor einem Vierteljahrhundert (im Zeitalter der *guten Form*) glauben zu müssen meinte.

Das Lernen wäre in diesem Falle etwas, was mit Information zu tun hätte, auch mit Toleranz und ein wenig sogar mit Humor. Für die Fachleute kann das *auch* ein «Learning from Möbel Pfister» bedeuten. Für uns Laien *auch* den Wunsch nach Alternativinformation zu dem, was an der massiven Möbelwerbung der Journale alles Lüge ist.

Die Red.

1. Hat die moderne Architektur im Wohnbereich versagt?

Michael Andritzky:

Die moderne Architektur hat sich ausgelebt – sie ist selbst bereits Vergangenheit geworden, obwohl sie – als offizielle Lehre an den Hochschulen – noch nie so verbreitet war wie heute. Das ist gewiss nicht die «Schuld» der modernen Architektur, sondern Folge eines historischen Prozesses, der sich in Form von Pendelbewegungen vollzieht. Die «Flohmarktkultur», die «Nostalgie» und die «Wiederentdeckung» des 19. Jahrhunderts sind deutliche Anzeichen dafür, dass die Moderne in dem Moment, wo sie zur offiziellen Architektur wurde (zusätzlich vereinnahmt von kommerziellen Interessen), nicht nur das Provokative, sondern auch ihre Überzeugungskraft verloren hat (die vom Feindbild der Mietskaserne u. a. lebte).

Heute haben wir neue Mietskasernen: den sozialen Wohnungsbau, der in anderer Weise genauso trist ist, wie die 5 Hinterhöfe in Kreuzberg.

Die «Befreiung» vom Hinterhof hat zum Zeilenbau, der durchlüfteten, durchgrüneten, aufgelockerten Stadt geführt, an der wir heute mindestens ebenso

leiden, wie die Gründerzeitler an der Mietskaserne.

Anonymes Wohnen, nicht benutzbares Abstandsgrün, Sonne und Luft, die im Zeichen der Umweltverschmutzung nicht mehr das sind, was die Reformer im Auge hatten, bestimmen die gegenwärtige Diskussion.

Wir befinden uns also in einer Übergangsphase, in der das Neue erst in Ansätzen erkennbar ist. Aber es wird wohl auf mehr Freiheit und weniger kanonische Bindung an Formprinzipien herauslaufen, weniger dogmatische Strenge, denn Lust am Spielerischen und Selbermachen, mehr konstruktive Rückbesinnung auf Bau- und Wohnformen der Vergangenheit beinhalten.

Wahrscheinlich werden auch die Kulturleistungen einer – fälschlich als primitiv bezeichneten Volkskultur – genauer studiert werden, um zu einem Wohnen und Bauen zu kommen, das nicht mehr das Prädikat «neu», sondern menschlich für sich beansprucht.

Lucius Burckhardt:

Die Architektur hat im Wohnbereich insofern versagt, als sie im «Bauwesen» aufging, jenem viel-

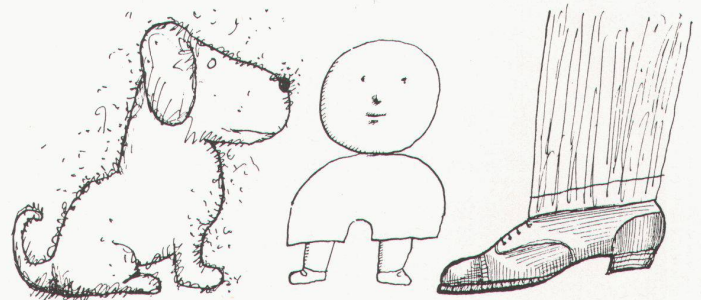
armigen Fabeltier, das Liegenschaftshandel, Baumaterial, Hypothekenbanken, öffentliche Hand, Baugesetze, Architektenverbände, Installateure und ihre Lieferanten und noch vieles andere umfasst. Im Wirtschaftsaufschwung zwischen 1958 und 1973 bildete sich daraus eine verkrustete Superstruktur, die aktiv jede Innovation verhinderte, die über die Struktur der Rauhfaser tapete hinausging, und auch heute noch nicht bereit ist, ihren falsch konzipierten Produktionsapparat abzuschreiben.

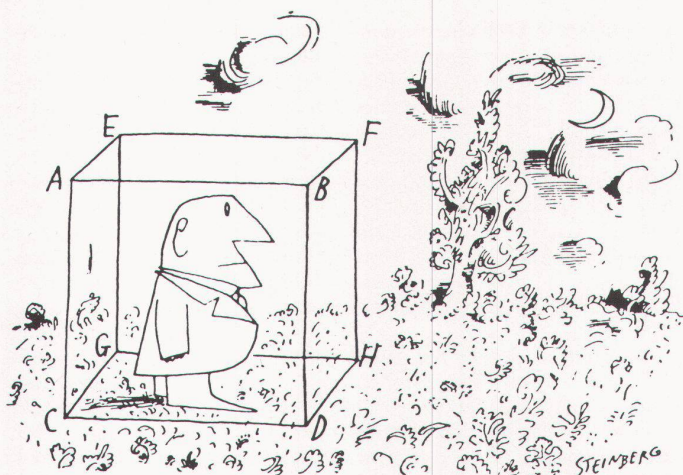
Sergius Golowin:

Hier könnte man mit einem einfachen «Ja» antworten, wenn man noch mit dem Wort «modern» einig gehen könnte. Modern bedeutet nun einmal nach Wörterbüchern ungefähr «zeitgemäss». Was man aber noch immer als «moderne Architektur» (auch ähnlich «moderne Ma-

lerei» usw.) bezeichnet, ist nur ein historischer Stil, der seine Hauptwurzeln während des Bauoptimismus des «Industrieglaubens» des 19. Jahrhunderts schlug und seine Hochblüte zwischen 1900 und 1930 erreichte (Wolkenkratzer in Deutschland, poetisch-mystische «Modernisten» in den zwanziger Jahren der Sowjetunion, Experimente mit Arbeiterwohnsiedlungen im republikanischen Deutschland).

Was wir während den Fünfzigern unseres Jahrhunderts und etwas später während dem sogenannten «Wirtschaftswunder» (äusseres Ende 1973) erleben, ist höchstens eine Nachblüte: der Tummelplatz von Geschäftemachern für Neureiche, von nostalgischen Epigonen, die sogar bei ihren mehr oder weniger «internen» Arbeitstagen nur den kühnen Experimenten der Zwanziger nachtrauern. Kurz und gut: Was heute noch immer als «mo-





derne Architektur» bezeichnet wird, sollte man «Moderne Architektur» (das m gross geschrieben!) nennen – es ist doch nur noch eine historische Rahmenbezeichnung für die baulichen Gleichschaltungsversuche einer bestimmten Epoche, etwa wie wir meistens die Worte Spätgotik, Vorromantik, Jugendstil verwenden.

Darum, was heisst schon «versagt» bei dieser Architektur? Sie war bei ihren Philosophen und Bahnbrechern der Ausdruck des Traums vom Fortschritt, von einer einheitlichen Menschheit, des Traums von der angeblich den Menschen das Paradies bringenden Industrie. Diese Architektur hat im 19., im beginnenden 20. Jahrhundert sicher vielen Menschen Spass gemacht. Heute ist die «durch», weil sie nicht mehr den Träumen von heute entspricht. Weil sie von gestern ist.

Otti Gmür:

Ich gehe davon aus, dass hier nach qualitativen Aspekten der Architektur gefragt ist. In den letzten 25 Jahren standen bei der Wohnungsproduktion quantitative Fragen im Vordergrund. Darum wurden falsche Mechanismen entwickelt. Normierung und Rationalisierung wurden nicht nur im Herstellungsprozess angewendet, sondern bestimmten das Produkt Wohnung und beschränkten damit die Qualität seines Gebrauchswertes. (Ein Produkt kann nicht besser sein als sein Herstellungsprozess.)

Alfred Hablützel:

Die moderne Architektur hat mit ihrer kaum 70jährigen Geschichte eine gestörte Entwick-

lung genommen. Beim Vergleich von Absicht und Ergebnis ist sie wie viele Errungenschaften des 20. Jh. von einer Heilsbotschaft zum Alptraum geworden.

Gelang es den mit einer umfassenden Vision arbeitenden Pionieren (sie waren eben Denker und Macher) heute noch gültige Lösungen zu realisieren, so ist die Architektur im Konsumzeitalter von der Nachfrage überfordert worden. Wohnraum wurde zum Massenkonsumgut und so rationell wie möglich ausgestossen.

Versagt hat die Architektur im Wohnbereich sicher dort, wo sie zum Komplizen von Spekulation und Rendite oder eines rücksichtslosen Individualismus wurde. Diese Komplizenschaft wirkte sich im Wohnbau besonders verheerend aus. Beispielhaft dafür sind jene Generalunternehmer, die den Architekten von entscheidenden Funktionen entbinden und Denk- und Arbeitsprozesse unter zentral «gemanagten» Spezialisten aufteilen. Diese Spezialisten der Baubranche haben es ebenfalls verstanden, den Architekten vom eigentlichen Bauen zu verdrängen und sich bei Bauherren und Bewohnern als Berater anzubieten und dabei an der Ausbeutung von Wünschen und Bedürfnissen kräftig Geld zu verdienen. Sie sind am Aussehen unserer Wohnungen massgebend beteiligt.

Das ohne Vergleich entstandene Ausmass unseres Architektur-Chaos hat sicher die primären sozialen und hygienischen Bedürfnisse in Rekordzeit erfüllt, sonst aber eine immense Leere in der Wohnqualität unserer Häuser verursacht.

Es ist die neue ebenfalls noch nie dagewesene Aufgabe einer

kommenden, unbelasteten Architektengeneration, diesen auf sie zukommenden Reaktionen zu begegnen – mit einer nicht nur rational funktionierenden Architektur. Die Frage ist, ob und wer sie dafür ausbildet. Sollte es diesen wiederum nicht gelingen, den Anschluss an die Vision der Pioniere und den Menschen zu finden, müssten sie vermutlich das Feld den Soziologen, Verhaltensforschern, Sozialhelfern und Selbsthilfsorganisationen überlassen und natürlich auch wieder den lieben Dienstleistungsbetrieben.

Eine neue Kreativität: Umfunktionierung und Entödung unserer Wohnarchitektur.

Zum Schluss an die Nostalgiker: Wer sich heute angesichts so vieler Mittelmässigkeit und Formlosigkeit wieder gerne an Modellen orientiert, wie z.B. mittelalterliche Bürgerstädte oder andere intakte Wohnstrukturen, muss sich auch darüber orientieren, dass diese *gewachsenen* und *gelebten* Architekturen eine geistige und gesellschaftliche Identifikation ihrer Bewohner besass.

Alexander Henz:

Quantitativ hat die schweizerische Bauwirtschaft seit dem 2. Weltkrieg eine enorme Leistung erbracht und damit eine grosse Wohnungsnot verhindert. Qualitativ ist die einmalige Chance, welche unser vom Krieg verschontes Land hatte, nicht gut genutzt worden. Insbesondere im Gebiet des Mietwohnbaus gibt es wenig Versuche zur Verbesserung der Wohnungsqualität. Begleituntersuchungen und Erfahrungsberichte fehlen fast vollständig.

Der hohe Investitionspreis von Wohnungen bringt es mit sich, dass der Leerwohnungsbestand im Interesse der Bauwirtschaft, der Hausbesitzer und der Volkswirtschaft so niedrig wie möglich gehalten wird. Aus diesem Grunde spielt im Wohnungswesen das Gesetz von Angebot und Nachfrage fast nie (die Krisenjahre bilden da eine Ausnahme). Die in der Schweiz mehrheitlich privaten Anbieter von Wohnungen sind daher kaum gezwungen, Marktforschung zu betreiben, wie etwa die Hersteller von Automobilen oder anderen Konsumgütern. Die Durchschnittsqualität der Wohnungen und der Wohnumgebung kann daher nur in einer engen Zusammenarbeit zwi-

schon Produzenten und «Konsumenten», öffentlichen und privaten Stellen weiter verbessert werden.

Vorschläge für Massnahmen

Bund, Kantone, Gemeinden:
– Eine Summe, welche 1 Promille der jährlich im Wohnungsbau investierten Mittel entspricht, das wären z.Z. ca. 3,5 Mio Fr., ist für Forschung, Entwicklung und Information im Wohnungswesen zu verwenden.

– Die öffentliche Hand sollte begrenzte Experimente zur qualitativen Verbesserung des Wohnungsbaus unterstützen. Diese Versuche werden systematisch beobachtet und die Erfahrungsberichte veröffentlicht.

Privatwirtschaft:

– Die Privatwirtschaft sollte aus eigenem Antrieb die Qualität der neu zu erstellenden und zu renovierenden Wohnungen verbessern. Sie berücksichtigt dabei die praxisnahen Ergebnisse von Forschung und Entwicklung.

– Der Architekturwettbewerb

Teilnehmer an der Umfrage:

Michael Andritzky, Darmstadt; Sekretär des Deutschen Werkbundes e.V.

Jacques Blumer, Bern; Architekt BSA/SIA.

Prof. Dr. Lucius Burekhardt, Kassel/Basel; Soziologe, langjähriger Redaktor des *Werk*

Otti Gmür, Meggen; Architekt SWB, Redaktor bei *werk archithese*.

Sergius Golowin, Interlaken; Volkskundler, Historiker und Schriftsteller.

Alfred Hablützel, Wil; Innenarchitekt und Fotograf

Robert und Trix Haussmann, Zürich; Innenarchitekten VSI SWB SID und Architekten SIA.

Alexander Henz, Brugg; Partner der METRON-Architektengruppe.

Verena Huber, Zürich; Innenarchitektin VSI SWB, langjährige Redaktorin des *Werk*.

Fritz Schwarz, Zürich; Architekt BSA SIA; bearbeitete das «Dorf»-Heft von *werk archithese* (Nr. 21–22).

Dr. Hannes Sturzenegger, Zollikon; Volkskundler, Dozent am Kant. Oberseminar Zürich.

Margit Weinberg-Staber, Zürich; Zentralvorstand SWB, Ausstellungsleiterin am Kunstgewerbemuseum der Stadt Zürich.

Vignetten:

aus *Steinberg's Paperback* (Rowohlt Verlag, Reinbek 1964).

sollte von Privaten und Genossenschaften als Mittel zur Verbesserung der Wohnungsqualität eingesetzt werden. Dabei wird mit den Gemeinden zusammengearbeitet.

Presse, TV, Radio:

– Die zaghaften Bestrebungen einiger Zeitungen und des Fernsehens, Wohnfragen öffentlich zu diskutieren, sollten verstärkt werden.

Verena Huber:

Architektur und Wohnen sind gleichermaßen Ausdruck einer Zeitepoche. Die Architekten, die sich professionell mit der Gestaltung der gebauten Umwelt auseinandersetzen, greifen mit ihrem Denken der Entwicklung vor. Der private Wohnbereich ist andererseits durch traditionsgebundenes Wohnverhalten geprägt. Die Architektur, die wir heute als modern bezeichnen und die in der Bewegung zur neuen Sachlichkeit der 20er Jahre begründet ist, hat im Laufe der Zeit auf einer breiteren Basis Fuss gefasst. Durch eine übersteigerte Produktivität nach dem 2. Weltkrieg hat sie jedoch an Qualität eingebüsst und bei den Bewohnern zu einem Überdruß geführt. Damit hat sich der Ausdruck der «modernen» Architektur so sehr von den Wohnvorstellungen entfernt, dass ein Missbehagen verständlich ist. Ob die moderne Architektur daran die Schuld trägt, ist allerdings fraglich.

Fritz Schwarz:

Selbstverständlich hat die moderne Architektur im Wohnbereich nicht versagt, sondern wesentlich neue Lösungen in der Gestaltung des einzelnen Wohnhauses und seiner Integration in

die Landschaft gefunden. Es ist ihr auch teilweise gelungen, Wohneinheiten in kleineren, lebendigen Gruppen zusammenzufassen. Es ist ihr aber nicht gelungen, grössere, zusammenhängende Organismen zu schaffen, die städtischen Charakter mit hoher Wohnqualität verbinden. Insbesondere hat sie die Gestaltung der Kollektivbereiche und der Übergangszonen vom Individual- zum Kollektivbereich nicht zu lösen vermocht.

Gründe der Unfähigkeit zur Lösung der Probleme des Kontaktes und der grösseren Zusammenhänge dürften in der Tendenz zur «reinen Architektur» liegen, welche stufenweise Übergänge als unsauber ausschliesst, ebenso in der Anwendung der reinen geometrischen Form, welche Spannung bewirkt und nicht Ausgleich und endlich der Betonung des Funktionellen, welche festlegt statt öffnet.

Hannes Sturzenegger:

Nach landläufiger Meinung ist das Wohnen gar nicht ein Problembereich der Architektur. Wohl gibt der Architekt neben der äusseren Gestalt des Baus auch Wohnräumen ihre Grundgestalt und Schale. Aber auch hierin ist er nur selten als kreativer Schöpfer von Wohnraum frei. Vielmehr steht er unter vielerlei Zwang: Ausnutzungs-, Rentabilitäts- und Normzwänge vom Material, von der Technik (fertige Bauteile), sozialen Erwartungen und Prestige her, von Bauherren und Wohnkonsumenten, kurz: es herrschen «Sachzwänge», was immer man – meist zum eigenen Vorteil – darunter verstehen will.

Um das Wohnproblem macht sich höchstens (neben Woh-

nungsbenützern selbst sowie dem Fachhandwerk und -handel) der *Innenarchitekt* seine Gedanken. Und er ist – ich formuliere hier ausdrücklich die volkstümliche Meinung, nicht meine Privatan-sicht – so etwa wie der Dekorateur, der Spezialmöbelschreiner, der Designer bestenfalls ein *Kunsthändler*, der das konfektioniert Gebaute noch auszustatten, zu schmücken und arrangieren hat.

Der Innenarchitekt hat nicht Teil am Olymp der «Hohen Kunst». Sein Titel wirkt wie der «Garten-Architekt» weitherum als Usurpation. Als Dekorateur wirkt er (von vielen Stararchitekten aus gesehen) in den Niederungen der angewandten Kunst. Zuerst wird doch mal gebaut, dann das fertige Architekturprodukt bestenfalls «passend» gestaltet, möbliert, tapeziert... oft strapaziert.

Immer dort, wo Architekten diese Kooperation derart verstehen (und praktizieren!), dort liegt ihr echtes Versagen im Wohnbereich.

Margit Weinberg-Staber:

Ja und nein. Eindeutige Antworten fallen im Zusammenhang einer «Wohnen-Umfrage» dem kulturellen Unsicherheiten ausgesetzten Zeitgenossen schwer.

Im nachhinein ist es einfach, die Utopie einer schönen neuen Welt im rechten Geist der funk-

tionalen Einfachheit zu verdammen und die Naivität der Vorstellung zu belächeln, die da meinte, man könne mit einer bereinigten äusseren Umwelt auch einen bereinigten Menschen bewirken. Dass unsere Gesellschaft ihre Bedürfnisse auf den Grundlagen einer zusehends technisierten Massenproduktion bis heute nicht zu formulieren vermochte, äussert sich freilich in der Architektur besonders sichtbar und schmerzhaft. Ein grosser Widerspruch liegt darin, dass gerade auf dem Bausektor die Chance der Industrialisierung immer noch nicht richtig verstanden worden ist. Das hiesse, durch genau durchdachte Rationalisierung eine kalkulierbare Vielfalt möglicher «Wohnbereiche» zu planen. Anstatt von «Architektur» und von «Wohnbereich» würde man zudem besser von Leuten, die bauen, und Leuten, die wohnen, sprechen. Beides ist – wie wir heute sehen – ein kreativer Vorgang, oder sollte es sein. Ob die Kreativität der Architekten in der Zukunft mehr in künstlerischen Alleinläufen liegen wird oder von dem Konzept «mainstreet is almost allright» ausgehen muss, steht zur Diskussion. Auch die Frage bleibt offen, ob die Leute, die wohnen, mit einer Architektur als Gehäuse und Gerippe zu recht kämen, die selbstbestimmende Fantasie in der Ausstattung und Einrichtung fordert.

2. Kann man Wohnen lernen?

Michael Andritzky:

Aber selbstverständlich: Wir lernen alles über das Leben der Stauer, die Fortpflanzung der Bienen usw., warum nicht auch über das Wohnen, also den Bereich, wo wir 60% unserer Freizeit verbringen?

Wohnen lernen hat jedoch einen historisch merkwürdigen Beigeschmack, der mit Werkbundkisten und Sammlungen «guter Formen» verknüpft ist. Damit ist es – hoffentlich – endgültig vorbei.

Es geht heute nicht darum, zu einem guten, einem besseren, einem schöneren Geschmack zu erziehen, sondern um elementares Grundwissen, z.B. über Rahmenbedingungen des Wohnens (warum sind die Kinderzimmer

zu klein?) und um Anregungen, die Mut zum eigenständigen Wohnen – ohne Statusangst, ohne einengende Repräsentationsmotive – machen usw.

Wohnen ist einfach und kompliziert – man kann und soll darüber mehr wissen, aber nicht im Sinne neuer Gewissheiten, nicht eine neue Wohnlehre soll geschaffen werden.

Was richtiges, schönes, vernünftiges Wohnen sei, das sollte sich doch an der Chance bemessen, hier sich selbst zu finden und auszudrücken.

So verstanden ist Wohnen lernen eine vernünftige Sache, die freilich entsprechende Pädagogik und eine Pädagogik erfordern, die es im Moment noch kaum gibt.



Lucius Burckhardt:

Wohnen lernt nur derjenige, der seine Wohnung selber einrichtet, wobei ich unter Einrichten mehr verstehe als das Aufstellen der Möbel an der vom Architekten vorgesehenen Stelle. Früher lernte ein grosser Prozentsatz der Bevölkerung das Wohnen; heute sind es nur noch die Marginalen: Altstadtbewohner, Obdachlose, Squatter und Studenten, und überdies vielleicht einige originelle Leute auf der ökonomischen Sonnenseite. Dem Normalbürger aber ist die Erfahrung des Wohnens verwehrt, da Architekt oder Vermieter alles schon vorgedacht haben bis zum eingebauten Dosenöffner und vor jedem Versuch warnen, die Wohnung eigenmächtig bewohnbar zu machen.

Sergius Golowin:

Tausende Amerikaner und Europäer haben bewiesen, dass man es nicht nur kann, sondern muss. Wie ich in einer Umfrage von 1971 zeigen durfte (vgl. *Werk* 5/1971), begann der Aufstand gegen die «Moderne Architektur» eigentlich mit dem Aufstand gegen eine geistige Umwelt, die alt geworden war. Die nicht mehr an die Leitbilder ihrer Vorfahren, an Industrialismus, Kommunismus, Nationalismus (oder was sonst noch das 19. Jahrhundert an Ideen oder «Ideen» hervorgebracht hatte!) glaubte. Die Jugend fand in dieser Umwelt nirgends Begeisterung, starke Glaubensgehalte, sondern höchstens noch Möglichkeit, einträgliche Stellen zu erobern und dann passiv zu konsumieren.

Die jungen Menschen zogen sich in ihre Wohnungen, in teilweise verlassene, verslumte Altstädte und Dörfer zurück, um sich dort zumindest in den vier Wänden einen Freiraum zu schaffen: für Gemeinschaften mit mehr Nächstenliebe, für mehr Fantasie, mit weniger Gleichschaltung durch eine nur dem veräusserlichten Konsum dienende Meinungsindustrie.

Erst nachträglich suchten solche Gruppen, Grossfamilien, Gemeinschaften (am Anfang hatten sie nicht einmal die notwendigen Geldmittel dazu!), die Möglichkeit, auch immer weitere Kreise ihrer äusseren Umgebung ihren gemeinsam erkannten inneren Bedürfnissen anzugleichen. Sie begannen die Aussenwände ihrer Häuser (wenn sie unterdes-

sen in ihren Besitz übergegangen waren!) zu schmücken oder entsprechend ihrem Arbeitstag Anbauten zu errichten: sie pflanzten um ihre Wohnung Bäume und Blumen («auch das schlimmste Haus von gestern ist plötzlich wunderschön, wenn dessen Umkreis grün ist...»). Sie begannen sich zu überlegen, wie man beim Haus ein Gerät erfindet, das den Menschen darin eine umweltfreundlichere Energie vermittelt.

Das neue Wohnen wurde nicht von Industriefachleuten erfunden, geplant, dann für ganze «unterentwickelte» Völker geliefert. Seine vielfältigen Richtungen wurden an zahllosen Orten zusammen erlernt, schrittweise gefunden. Entsprechend den gesellschaftlichen und natürlichen Gegebenheiten jeder Gegend, Emental und Kalifornien sind nun einmal nicht ganz das Gleiche, wachsen nun überall in der Welt ihre unzähligen Erscheinungsformen.

Otti Gmür:

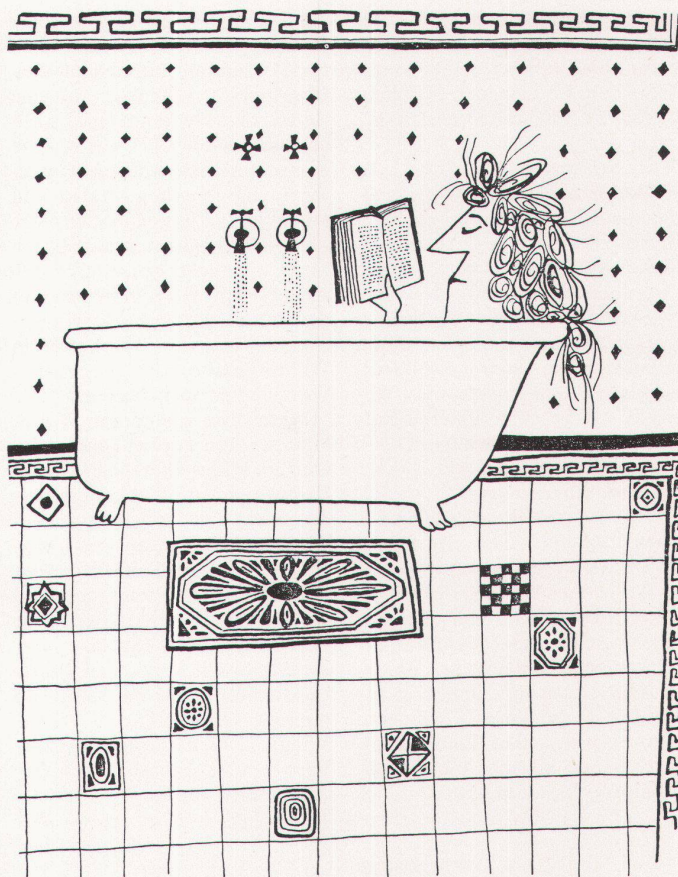
Die Worte Wohnen und Gewöhnen haben den gleichen Ursprung. Wohnen ist nicht einfach Wissen, sondern Verhalten. Wir lernen es am einfachsten und eindrücklichsten über erlebte Vorbilder, eben durch Gewöhnung.

Alfred Hablützel:

Diese Frage veranschaulicht die ganze Krise und Hilflosigkeit unserer Wohngesellschaft und Wohnarchitektur.

Ich glaube, dass Wohnen als eine der persönlichsten Ausdrucksformen des Lebens kaum isoliert vom Lebenlernen gelernt werden kann. Wenn in unserer Gesellschaft, in der Familie diese Funktion nicht genügend ausgeübt und erfahren wird, ist ein isoliertes Wohnlernen bereits als Wohntherapie zu bezeichnen.

Das Novum heisst vermutlich Wohnunterricht. Ich bin sehr skeptisch, unsere ohnehin von Lernstoff gestressten Schüler und Lehrer mit noch mehr Erziehungs-Ersatzfunktionen zu belasten. Wie der Haushaltunterricht, wie der Sexualunterricht kann auch der Wohnunterricht nur im beschränkten Mass das wichtigste Element, die Persönlichkeitsbildung und -verwirklichung, mitteilen. – Alle diese Unterrichtsleistungen leisten doch, in der durchschnittlichen Praxis, mehr dem Mittelständigen und den Halbheiten Vorschub.



Also, wenn schon Wohnunterricht: ja, als Vorbeugung noch grösserer Verarmung unseres Kulturerbes, als Ratgeber in den hoffnungslosen Wohnsituationen, als elementäre Planungs- und Budgethilfe, als Schutz und Unterscheidungshilfe gegen die Flut der Wohnkonsumgüter.

Alexander Henz:

Wir haben gar keine Wahl. Wir alle mussten Wohnen lernen, und zwar so, wie unsere erwachsenen Betreuer es wollten und uns vorlebten. Den ersten Umgang mit der Wohnumgebung lernen wir ganz natürlich wie Sprechen, Singen oder Turnen. Sprechen, Singen und Turnen werden später in der Schule bewusst geübt. Wohnen dagegen stellt in der Regel kein Unterrichtsthema dar, obwohl gerade hier Möglichkeiten für eine wirklichkeitsnahe Gestaltung des Unterrichts bestehen. Es geht nicht darum, den Schülern eine Einheitsvorstellung von Wohnen «einzutrichtern». Es geht darum, Wohnen als anschauliches Beispiel für einen nach den eigenen Wünschen gestaltbaren Lebensbereich zu vermitteln und als mögliches Lernfeld für De-

mokratie zu erkennen. Wenn die Schule nicht einen Teil dieser Aufgabe übernimmt, bleiben Werbung, Film und «Heftli» für einen grossen Teil der Bevölkerung die «Lehrmeister» im Bereich des Wohnens.

Vorschläge für Massnahmen

Bund (und Kantone):

- Umsetzung von Praxiserfahrungen und Forschungsergebnissen in Unterrichts- und Beratungsmaterial
- Schaffung von Wohnberatungsstellen (wie z.B. «Stiftung Wohnen und Öffentlichkeit», Dübendorf)
- Unterstützung von Fort- und Weiterbildungskursen (z.B. für Lehrer, Mieter, Behörden)
- Fachverbände (Architekten u.a.):
- Mitwirkung bei Organisation und Durchführung von Fort- und Weiterbildungsveranstaltungen und bei Wohnberatungsstellen.

Verena Huber:

Wohnen ist ein Sammelbegriff für eine Summe von Aktivitäten. Wohnen kann in dem Sinn auch nicht als Lernziel bezeichnet werden. Es handelt sich vielmehr um einen Prozess, der mehr oder we-

niger bewusst erlebt wird. Bewusstseinsbildung und Sachkenntnisse können dazu beitragen, den Bereich des Wohnens besser zu nutzen und gestalten.

Fritz Schwarz:

Wohnen kann genauso wie alles andere gelernt werden, aber nur auf der Basis des Erlebnisses, des Aufspürens persönlichen Wohlbefindens und des Bewusstwerdens eigener Bedürfnisse. Lernen kann man nicht durch Übermittlung von Leitbildern, sondern durch Impulse und Anreize, welche einen inneren Entwicklungsvorgang auslösen.

Hannes Sturzenegger:

Die so gestellte Frage impliziert bereits, dass irgendwer weiss, was «rechtes», «gutes» und v.a. «schönes Wohnen» ist. Denn «Lernen», sobald man über das auch von Tieren lernbare Verhaltensmässige hinausgeht, ist im Kulturbereich auf den Lehrer angewiesen, auf einen Fachmann, der «es weiss» und drauskommt.

Dabei ist Wohnen ein Grundbedürfnis des Menschen. Jeder

kann es. Jedenfalls wenn er seine Bedürfnisse kennt. Warum denn soviel Ungeschicktes, Hässliches, Unnötiges? Offenbar werden Bedürfnisse verkannt oder nicht erkannt. Vielleicht macht dem Konsummenschen die Unterscheidung zwischen vitalen und scheinbaren (lies: aufgeschwätzten) Bedürfnissen am meisten Mühe angesichts des schillernden Angebots an Konsumgütern und der durch penetrantes Werbetrommelfeuer suggerierten Wohnwünsche, die am echten Wohnbedarf vorbeiziehen.

Wenn also irgendeine Wohnhilfe geboten werden kann, dann hier: im Wahrnehmen der vitalen Bedürfnisse und im Unterscheiden von den aufgeschwätzten. Wenn von «vitalen» Bedürfnissen die Rede ist, dann will das besagen, dass neben den zum Leben notwendigen Funktionen der Wohnung (Ess-, Schlaf-, Arbeits-, Geselligkeits- und Rückzugssphären) auch die seelischen Aspekte (Licht, Farbe, «Stimmung», ja auch prestigewirksame Signale und Einzelstücke) berücksichtigt werden.

Weil hierzu der Designer so wenig wie der Dekorateur richtig geschult wurde, bleibt im Grunde der *Psychologe* der einzig denkbare Wohnberater, so überhaupt einer nötig ist. Jeder weiss im Prinzip, was er will. Oder sollte es der Konsumgüterindustrie zusammen mit den Designern gelungen sein, das Publikum derart zu verunsichern? Jenen durch verwirrendes Überangebot aller nur denkbaren Wohnwünsche und deren Aufwertung zu «Wohnbedarf», diesen durch die Suggestion, zur Stillung der Wohnwünsche brauche es fachmännischen Rat.

Margit Weinberg-Staber:

Ja und nein. Es gibt Naturtalente beim Wohnen wie in jedem anderen Bereich menschlicher Entfaltung. Es gibt Privilegierte, die in einer Umgebung aufwachsen, in der «Wohnkultur» selbstverständlich ist. Mit der Heranbildung von sogenannt gutem oder elitärem Geschmack hat das weniger zu tun als mit einer Identität von persönlicher Innenwelt

und Aussenwelt. Es gibt auch Wohnindifferente, und es gibt Leute, die lieber in der Anonymität eines Hotels leben. Vor allem gibt es beim Wohnen die Rollenträger, die mit ihrem Ameublement etwas darstellen und vorstellen: das Wohnen eine Bühne, auf der man sich zeigt, wie man gerne sein möchte, oder glaubt, gesellschaftlichen Erwartungen entsprechen zu müssen. Noch grösser ist vermutlich die Zahl jener, die nicht wissen, was sie eigentlich brauchen: wenn schon die Architekturplanung unsere Bedürfnisse verkennt und missachtet, wie soll sich da der Mensch als wohnendes Wesen in ihr zurechtfinden? Hier könnte der pädagogische Ansatz liegen: nicht «Wohnen lernen», sondern den Gebrauch von Umwelt. Diese Feststellung ist so alt wie die Entfremdung des Menschen aus dem vertrauten Lebenskreis einer in sich geschlossenen Gruppe. Die psychischen und physischen Kosten des Pluralismus sind weithin unbeglichen.

3. Was halten Sie vom «alternativen» Wohnen?

Michael Andritzky:

Alternative – das ist heute das grosse Schlagwort, und es besteht die Gefahr, dass daraus zu schnell eine neue Mode gemacht wird (schon jetzt gibt es z.B. in USA den «Fertighaus-Dome»).

Im Prinzip sind jedoch alle «handgemachten» Versuche, zu einer alternativen Wohn- und Lebenspraxis zu kommen, positiv. Je weniger die offizielle Schul-Architektur neue Lösungen anbietet, um so mehr ist eine Architektur von unten notwendig. Diese Architektur, die z.B. in USA längst Gegenstand kulturwissenschaftlicher Untersuchungen ist, wird hier durch allzu einengende Baugesetzgebungen weitgehend unmöglich gemacht. Es wäre also zuerst und in aller Entschiedenheit politisch zu fordern, mehr Baufreiheit überhaupt erst wieder möglich zu machen.

Lucius Burckhardt:

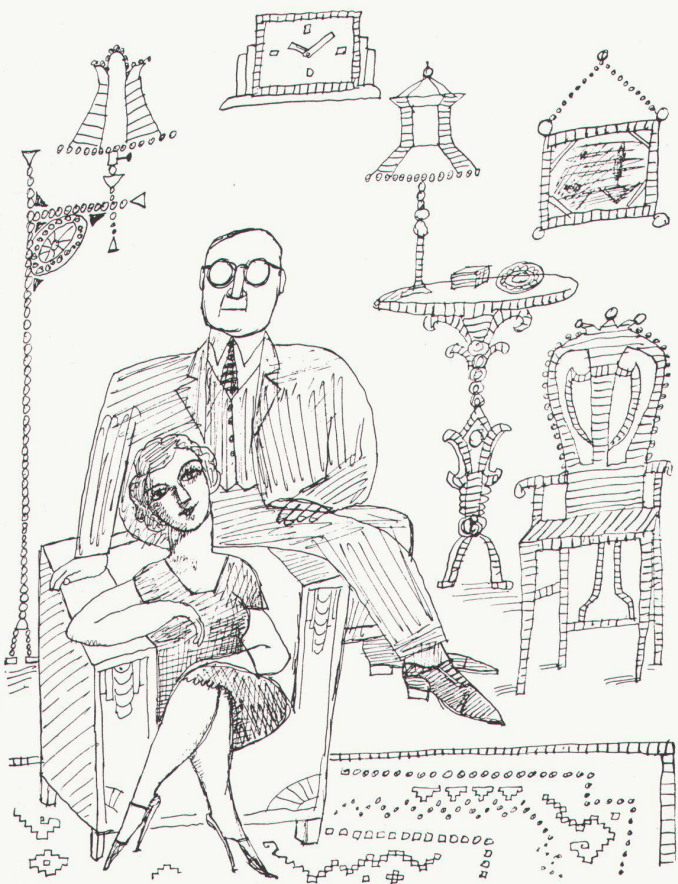
Das alternative Wohnen hat bei uns keine Architektur und kein Design hervorgebracht; es

begnügt sich mit den Abfällen der bestehenden Ökonomie: verlassenen Bauernhäusern, Altstadtwohnungen, Brockenhausmöbeln und Bananenboxen. Das Experiment des alternativen Wohnens liegt im sozialen Bereich, als Wohnungseinrichtung tritt lediglich die Verweigerung in Erscheinung – die Bereicherung im emotionalen Leben ist nicht sichtbar. Verweigerung aber muss ich angesichts des heutigen Angebots von Einrichtungsgegenständen positiv setzen.

Sergius Golowin:

Heute ist das «alternative Wohnen» nun einmal die Gegebenheit. Sie beschäftigt seit den Jahren des «Hippieführings» (etwa 1966–1972) wachsende Teile der Jugend, einen guten Teil der jungen Künstler, junge Bauern wie Menschen, die von traditionellen technologischen Berufen herkommen.

Man kann diese Versuche von Amerika bis zur Schweiz nicht mehr auf einen Nenner bringen. Es ist, wie schon festgestellt, die



Umgestaltung von übernommenen Altstadtwohnungen, Einfamilienhäusern, verlassenen Wirtschaften (fern der Autobahnen!), Bauernhäusern, Alphütten. Es sind Lebensversuche mit der zeitgemässen Benützung der Lebensversuche von Nomadenvölkern, deren Dasein auf einmal (als «Alternative» zum statischen, «erstarrten» Way of Life einer Spätzivilisation) viel der Anziehungskraft gewann: Mindestens in bestimmten Monaten «experimentiert» man wieder, alten altmodischen Vorschriften trotzend, mit Zigeunerwagen, Mongolen-Jurte, Indianer-Tipi.

Heute ist das «alternative Wohnen» die Welt der Abenteuer für alle, die jung sind, die jung geblieben sind, die wieder jung wurden. Und wo die Energie der Jugend ist, da ist die Wirklichkeit von morgen.

Otti Gmür:

Es ist logische und notwendige Korrektur der unbefriedigenden Wohn- und Lebensformen der Kleinfamilie in den das Verhalten normierenden Wohnungen. Wenn gesellschaftliche und gebaute Normen den wirklichen Bedürfnissen nicht mehr genügen, suchen sich Menschen intuitiv oder bewusst neue Verhaltensmöglichkeiten, um zu erfahren, was ihnen besser entspricht. Das können auch Rückgriffe auf frühere sein.

Alfred Hablützel:

Ich verstehe die Frage nicht genau und versuche so zu unterscheiden:

Wenn Wohnen dem Begriff sich zu Hause fühlen entsprechen sollte, dann ist vermutlich die Alternative zur Wohnung das Zuhause. Dieses Zuhause muss ja nicht unbedingt immer eine Wohnung sein. Hauptsache, man fühlt sich zu Hause. So oder so ist es manchmal auch eine Kunst, zu Hause zu bleiben.

Alexander Henz:

«Alternativ» Wohnen würde bedeuten, dass in der Schweiz mehr Leute so wohnen könnten, wie sie es sich wünschen. Da nicht alle Leute in Einfamilienhäusern wohnen können und es auch nicht alle Leute wünschen, sollten vor allem im Mietwohnungsbereich neue Lösungen gesucht werden.

Die Mieter sollten die Möglichkeit haben, die Wohnung nach ihren eigenen Bedürfnissen

und Vorstellungen zu nutzen und zu gestalten.

Das würde eine erweiterte Mitwirkung der Mieter bei Verwaltung und Erneuerung von Wohnungen verlangen. Warum darf z.B. beim Wegzug der Mieter die Wohnung keine Gebrauchsspuren aufweisen? Warum ist es nicht selbstverständlich, dass der Vermieter beim Umbau Wünsche der Mieter berücksichtigt?

Vorschläge für Massnahmen

Bund und Kantone:

– Erforschung der Wohnungsanforderungen verschiedener Bewohnergruppen

– Aufzeigen von Möglichkeiten und Grenzen der Mitwirkung von Bewohnern bei Planung, Bau, Verwaltung und Umbau von Wohnungen

– Information der Öffentlichkeit über die Ergebnisse

– Vermehrte Förderung der Eigentumsbildung

– Beibehaltung der Qualitätsanforderungen an den subventionierten Wohnungsbau

Private:

– Gleiche Massnahmen wie bei Frage 1

Verena Huber:

Alternativen – ein Schlagwort, mit dem in den verschiedensten Lebensbereichen operiert wird – Alternativen zu was? Alternatives Wohnen als Gegensatz zum durchschnittlichen Wohnen, zum bürgerlichen Wohnen oder zum traditionellen Wohnen? Alternativen entstehen als Reaktion auf bestehende Verhältnisse. Sind ihre Leitziele erfolgreich, so setzen sie sich durch und werden vermarktet, werden zum «establishment». Alternativen als Anstösse zur Kritik und zu Ideen sind eine Grundbedingung für Erneuerungen, auch im Wohnbereich. Alternativen als absolute Werte haben dagegen eine relative, zeitgebundene Bedeutung.

Fritz Schwarz:

Jedes Wohnen sollte eigentlich alternativ sein, d.h. weder auf physikalischen Normen noch auf gesellschaftlichen Konventionen beruhen. Die Gestaltung des Wohnbereiches ist ein elementares Bedürfnis des Menschen. Je mehr Spielraum er dabei hat, desto stärker ist die Möglichkeit der Entwicklung seiner Persönlichkeit, und jede Selbstverwirklichung stellt eine Alternative zu Normvorstellungen ein.

Hannes Sturzenegger:

Es ist eine Mode, die es ... immer gegeben hat.

Sofern man die aus der Einzelpersonlichkeit oder aus einer eigenständigen Gruppe heraus – unbekümmert und ehrlich – entwickelte Wohnform meint, den Verzicht auf unechte, forcierte Appelle (an sich selbst und andere) sowie auf Scheinkomfort, einschliesslich des intuitiven Sichselbst-Verwirklichens im Medium der Wohnung – übrigens: ein sehr komplexes, aber auch ein willfähiges und äusserst sensibles Medium! –, und sofern der «alternative» Einzelfall mit dem Benützer zeitlebens weiterwächst, neue Bezüge und Lebensbeziehungen integrieren kann, also mobil bleibt, nicht erstarrt zum Glaubensinhalt oder Kultobjekt, dann ist es das einzig richtige. Wohnen wird stets ein wichtiges Mittel seelischen Ausgleichs sein und (fast) ein Teil der (kulturellen) Gesamtpersönlichkeit.

Aber wie jede Mode: alternatives Wohnen wird Eindruck ma-

chen und Nachahmer finden. Sobald Epigonen sich «bewusst alternativ» einrichten, übernehmen sie äussere Elemente ungeprüft, als Selbstzweck oder als Symbol. So entleert sich der Sinn. Die Mode verbraucht sich. Neue «Alternativen» werden (und müssen) entstehen. Über Nacht werden sie neuerlich zu passivem Konsum, wieder werden neue geschaffen und nachgeahmt. Im Umfeld der Nachahmer werden sie zu blossen Gegenständen der Koketterie ... und sterben.

Und so weiter.

Margit Weinberg-Staber:

Jede Art von Wohnen ist «alternativ», die sich den Rollenfixierungen entzieht. Das fängt schon damit an, dass man die gute Stube zum Kinderzimmer umfunktioniert und lieber mehr freie Zeit als glänzende Parkettböden hat. Aber auch «alternatives» Wohnen kann zur Rolle werden, die nicht stimmt und genauso eine modische Attitüde ist wie nostalgisches Anti-Gute-Form-Dekor.

4. Wo werden heute die Leitbilder modernen Wohnens geprägt? Hat das «gute Design» ausgespielt?

Michael Andritzky:

Man überschätzt wahrscheinlich die normative Kraft von Angebot und Werbung, dennoch prägt natürlich die «Kaufhauskultur» das Verhalten ganz entscheidend. Bezeichnend ist freilich dennoch der Pluralismus – die Wahlmöglichkeit zwischen Angeboten unterschiedlichster Stilprägungen: Wer sich Neo-Biedermeier, altdeutsch, modern einrichten will, findet auf dem Markt, was er braucht und will. Das sogen. «gute Design» hat hierbei ebenfalls, aber auch nur seinen Marktanteil, der auf 3–5% geschätzt wird. Das ist die Realität, und dagegen kommt kein «Rat für Formgebung», kein «Werkbund» an, der dies freilich auch gar nicht mehr will.

Es ist ausserordentlich schwierig und wissenschaftlich so gut wie noch gar nicht erforscht – festzustellen, wer Leitbilder setzt und wie diese sich ausbreiten und durchsetzen.

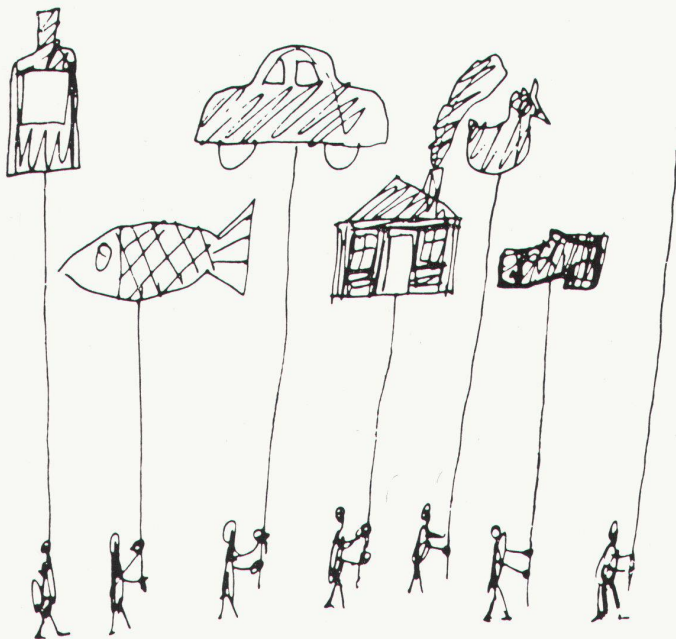
Wahrscheinlich ist das Wohnen weitaus konservativer – d.h. weniger mobil und bereit, alles mitzumachen, was die jährlichen Möbelmessen anbieten –, als wir glauben. Im Gegenteil ist zu vermuten, dass bestimmte traditionelle Formen des Wohnens und Einrichtens sich zäh über zig Jahre bis heute erhalten haben.

Der Markt spricht hier für sich: Modern ist nach wie vor nicht so sehr gefragt. Ein – oder der wesentliche – Grund liegt sicherlich auch darin, dass die Möbel- und Einrichtungsgegenstände, die in den 20er Jahren für die Masse der Bevölkerung entworfen und geplant wurden, heute zu den teuersten Luxusgegenständen überhaupt gehören.

Was hätte wohl Marcel Breuer heute gesagt, wenn er seine Möbelentwürfe hätte kaufen müssen?

Lucius Burckhardt:

Die Prägung des Leitbildes des



neuen Wohnens reduziert sich auf die jährliche Festlegung eines neuen Grau-Tones für den Spannteppich, wonach man dann jeweils diejenigen Wohnungen, die diesen Teppich-Ton noch nicht aufweisen, zu Abbruchbuden erklärt. Das Gute Design, das seit 1958 an Interesse verlor, findet als kulturelles Phänomen heute nicht mehr statt. Was es heute an gut eingerichteten Wohnungen gibt, folgt zwei Tendenzen. Die eine lautet: Design ist Kunst (was immer Kunst sei) und macht die Wohnung zum Ort verdichteter und beziehungsreicher Aussage. Die andere Tendenz unterläuft das Design und benützt das Banale bis hin zum Sperrmüll, der seinerseits natürlich auch nicht aller über sich hinausweisenden Bedeutungen bar ist.

Sergius Golowin

Schon in den Sechzigern wurde festgestellt, wie die sogenannten Aussenseiter, die Hippies, die alternativen Gruppen, der Kultur-Untergrund (oder wie sie sich nannten oder man sie zu bezeichnen beliebte...), trotz gesellschaftlicher Unterdrückung zum Mittelpunkt des aktiven Lebens vorstießen. Für den Sammelband *Design?* des Internationalen Design-Zentrums Berlin (April 1970) durfte ich feststellen:

«Während im 17. oder 18. Jahrhundert die Kultur stets von oben nach unten sickerte, der Bürger die Sprache und die 'gewählten Formen' des Adels nachmachte und der Bauer und Arbeiter mit entsprechender Verspä-

tung und Billigkeit dann dem Städter nachfolgte, so haben sich heute auf dem Gebiet der Zivilisation die Gesetze der Schwerkraft umgekehrt. Versuchte im 19. Jahrhundert – und fast bis heute – der reiche Fabrikherr oder Kaufmann sich mit dem Glanz der alten Feudalherren zu umgeben, so sind die neuen 'Kulturäusserungen' der Oberschicht, was Kleider, Haartracht, Sprache, Unterhaltung angeht, immer mehr nur noch schlechte Nachahmungen der Lebensstile des Untergrunds.»

Wir konnten damals, ebenso beeindruckt vom Leerlauf des damaligen, staatlich geförderten «Kunstbetriebs» – wie auch von der schöpferischen Energie, die sich in den Wohnungen der «Freien Leute» verkörperte, sagen:

«Es gibt schon heute Tausende von Wohnungen der soeben geschilderten Art, die, in ihrer bewussten Zusammenwirkung gelieferter Elemente auf jeden Eintretenden, eindrucksvoller sind als die meisten der gefeiertsten Kunstgestaltungen von Kunsthallen.»

Heute beschäftigen sich mit diesen ersten, wieder zeitgemässen und volksverbundenen Lebensversuchen bereits die Universitäten des fortschrittlichen Westens der USA und auch die Tagungen der jungen Architekten von Mitteleuropa: Der Zug der neuen Entwicklung scheint bereits abgefahren. Wir können aber noch aufspringen.

Otti Gmür:

Neue Leitbilder entstehen aus dem Wunsch, ganzheitlicher zu leben. Dabei sind ökologische, kollektive und kommunikative

Komponenten wichtig. Daraus entstehen neue Behausungskonzepte mit entsprechendem Design.

Damit komme ich wieder auf die 1. Frage zurück. Auch das Neue Bauen als eine Wurzel moderner Architektur hatte wesentliche Motive in gesellschaftspolitischen Bereichen. In der Praxis versagte es in dem Masse, als sich die politisch-gesellschaftlichen Möglichkeiten radikal änderten.

Alfred Hablützel:

Auch wenn man schon damals unter den Gästen von Monteverita die Meister des Bauhauses antraf – vielleicht auch zum Erholungsaufenthalt nach dem funktionalistischen Alltag – muss eine Tatsache die Designer der guten Form heute vermehrt verunsichern und beschäftigen:

Es gibt immer mehr Menschen, die in ihrer Wohnung nicht nur rational und ästhetisch gut gelöste Funktionen suchen, sondern in ihrer Privatsphäre mit emotionaler und irrationaler kompensieren.

Zwei Entwicklungen haben sicher zu diesem Verhalten beigetragen:

– Einerseits die immer grösser werdende Persönlichkeitsspaltung in der Beziehungslosigkeit zwischen Berufs- und Privatleben – den abgegrenzten Formen der Erwerbsgesellschaft und der Freizeitgesellschaft.

– Andererseits das Zeitalter der optischen Information, das mit einer Flut von Bild-Clichés den «Horizont» für Lebensformen «erweitert» und damit Sehnsüchte und Entbehrungen der Konsumgesellschaft nährt, die in ihrer Arbeits- und Wohnwelt irgendwie unbefriedigt lebt und aus diesen Medien Leitbilder aufnimmt. Man kann Leitbilder als zur Vermassung beiträgend ablehnen, sie sind aber in bezug auf Wohnen in unserer Gesellschaft sehr tief verwurzelt. Das Sprichwort: «Jeder Bürger will wie die grossen Herren bauen», La Fontaine, ist auch heute für das Wohnverhalten vieler zutreffend. Dazu kommt die gleichsam sensible Nuance, sich seinen Wohnstatus nicht nach höheren Einkommensklassen auszurichten, sondern nach Idealen wie: die Ungezwungenen, die Unkonventionellen, die Natürlichen, die Trendsetter, die Frivolen und die der grossen weiten Welt. Die Wohnung und Wohnungseinrich-

tung ist nicht nur ein Zuhause, sondern auch ein Gesellschaftstheater. Die Wohnberater übernehmen da die Rolle von Psychiatern und Regisseuren.

Obwohl es auch hier Architekten und Designer waren, die diese veränderten Bedürfnisse in neue Formen des Wohnens umsetzten, haben sich die Marketingstrategen der Hersteller und des Handels als stärker und beweglicher erwiesen. Sie haben die Abkehr vom rein zweckgebundenen Design für ihre Umsätze zu einem gigantischen Angebotsverschleiss vermarktet. Das zu reinem Styling degenerierte Design wird in Ermangelung messbarer Qualitäten mit Adjektiven wie popig, lässig, ausgeflippt, smart und urig charakterisiert.

Der verpasste Anschluss und die schwache Einflussnahme des guten Design an der Entwicklung des heutigen Wohnmarktes liegt in einem tiefen gegenseitigen Misstrauen und Unvermögen zum realistischen Dialog zwischen Gestaltern und Herstellern. Solange der Designer nicht gelernt hat, gute Ideen auch zu «verkaufen», ist er kein vollwertiger Partner bei Fabrikanten, die ihr Produkt unter allen Umständen verkaufen müssen.

Alexander Henz:

Die heutigen Leitbilder des Wohnens wurden gestern geprägt. Leitbilder, also Vorstellungen, wie Wohnung und Wohnen sein sollen, stellen feste, gewissermassen «gefrorene» Bestandteile unserer Wertvorstellungen dar. Sie hängen zusammen mit unseren Wünschen nach Geborgenheit, Glück, Erfolg und mit handfesten praktischen Erfahrungen. Sie sind ein «Puzzle» von unterschiedlichsten Eindrücken, Vorstellungen und Interessen: Für jeden von uns wirken Vorbilder aus Elternhaus und Bekanntenkreis nach, Bauzeichner und Architekten werden geprägt von Erfahrungen in Berufslehre und Praxis, Geldgeber sind geleitet von den Finanzierungsrichtlinien ihrer Institute usw. Das führt zu einer Vielzahl von Leitbildern, die nebeneinander bestehen und sich im Laufe der Zeit ändern.

Wir leben mit den Leitbildern, die gestern geprägt wurden, und wir prägen die Leitbilder, mit denen die Leute von morgen leben. Überspitzt gesagt: wir bauen Wohnungen für eine Gesellschaft

von morgen mit Leitbildern von gestern.

Vorschläge für Massnahmen

Welche Rolle das «gute Design» bei der Wohnungseinrichtung spielt, erfährt man am besten bei einem Rundgang durch das «Grösste Einrichtungshaus Europas» in Suhr bei Aarau. Zukünftigen Planern von Wohnungen erspart ein solcher Besuch mindestens 1 Semester Studium oder 1 Jahr in der Praxis...

Für die Gestaltung der Wohnung möchte ich die Frage umformulieren: Hat das «gute Design» bei der durchschnittlichen Wohnungsproduktion in den letzten 60 Jahren in der Schweiz je eine Rolle gespielt? Wo ist die Liebe zum Detail geblieben? Wo passen Materialien und Farben zusammen? Wo «stimmen» die Proportionen?... Sind nicht z.B. Spekulationsbauten aus der Zeit zwischen 1890 und 1910 – ich denke da etwa an Lausanne oder Zürich – in dieser Hinsicht vielen Neubauten überlegen? Übrigens: Von Amsterdam bis Zürich wird bei der Sanierung in bester Absicht enorm viel zerstört (neue Fenster, Türen, Boden- und Wandbeläge usw.).

Verena Huber:

Es gab eine Zeit, da wartete man gespannt auf jede neue Möbelmesse. Man wartete auf neue Impulse – einmal aus Skandinavien, dann vorwiegend aus Italien –, die dann anschliessend die Kreation neuer Produkte weltweit beeinflussten. Diese Epoche der sich jagenden Neuentwicklungen war von einer statischeren Situation auf dem Markt gefolgt. Die Formgebung als Ausdruck einer Nationalität ist verflacht. Auch neue Technologien als Impulse für neue Formen treten nicht relevant in Erscheinung. Eine Ratlosigkeit in bezug auf glaubwürdige Leitbilder macht sich breit. Ob es nun experimentelle Alternativen, die Imagination der Science Fiction, die Souvenirjägererei des Tourismus, die ländliche Idylle als Reaktion auf die Verstädterung oder eine neue Stilwelle als Folge des Trends zum Historizismus sind, die das Leitbild für unsere zukünftige Wohngestaltung abgeben – wer weiss es mit Bestimmtheit? Sicher ist, dass Innovation heute nicht im Wohnbereich passiert.

Fritz Schwarz:

Leitbilder werden auch heute

noch von einer Elite geprägt. Das Herabsickern der Vorstellungen von den wenigen zu den vielen ist Kennzeichen für jede kulturelle Entwicklung. So sind im vorfabrizierten Einfamilienhaus noch Vorstellungsreste des französischen Schlosses zu finden. Heute stammen Leitbilder sowohl aus der Zukunft (Wohnungen resp. Zweitwohnungen der Reichen, der nicht an Arbeit Gebundenen) wie auch aus der Vergangenheit (Wohnstube des Armen, der nur durch unermüdete Arbeit überleben konnte).

Hannes Sturzenegger:

Wenn wir das Wohnverhalten der wenig eigenständig entscheidenden modernen Menschen (z.B. Bergbauern, Industriearbeiter) beobachten, dann ist der Möbelkatalog die massgebende Instanz. Aber alle jene, die halb- oder unterbewusst – nach zutiefst in der Seele verwurzelten Wunschvorstellungen – gewissen Vorbildern (Chef, Kindheits Traum, Idealtypen, Stars und VIP's aller Art und Gattung) folgen, handeln auch uneigenständig nach einem Wunschkatalog, der überdies dieselben Clichés enthält wie der Möbel- und Versandhausprospekt: Wohlstand, Jugend, Exotik, Heimat («heimelig»), Glück, «einfaches Leben» – rustikal, Louis XV – höfisch usw.

Das Angebot ist ja so weit und berücksichtigt raffiniert alle diese in uns unterschwellig vorhandenen und deshalb äusserst virulenten Wunschwelten, dass effektiv die Wahl allein heute ein echtes Kunstwerk darstellt. Diese Wunschkataloge sind eben deshalb so «ansteckend», weil das Wohnen ein allgemeinmenschliches Grundbedürfnis darstellt, das jeder von uns in nicht voller Bewusstseinslage befriedigt, auch wenn er dies noch so sehr behauptet...

Gut ist jedenfalls, was der Bewohner braucht. Wenn einer Kitsch (in den Augen anderer) braucht und er selbst dazu steht, siehe da: in seiner Wohnung stimmt dennoch alles. Den absoluten Kitsch gibt's ja kaum; so entzieht er sich auch jeglicher wissenschaftlichen Definition. Gleicherweise existiert auch kein (für alle und in jedem Fall) «gutes Design». Es ist eine Fiktion. Ein Mythos denen, die dran glauben und es im Glauben an seine Kraft und Wirksamkeit weiter schaffen und benützen. Das (effektive)

Gute und Schöne hat nie ausgespielt.

Margit Weinberg-Staber:

Ich weiss es nicht, die Psychologie des Wohnverhaltens ist ein unbeackertes Feld. Dem «guten Design» und jenen, die meinen, es hervorzubringen, bleibt die Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Geschmackskulturen der heutigen Gesellschaft nicht erspart. Der Begriff der Funktionalität, das heisst eines sinnvollen Verhältnisses der Dinge zum Menschen, wird damit nicht belanglos. Er wird erweiterungsbedürftig und muss feiner aufgeschlüsselt werden. Auch muss man die zunehmende stilistische Beschleunigung in Betracht ziehen: Wohnstile ändern sich so rasch wie unser ganzer Lebensstil mit allen seinen dem menschlichen Rhythmus voraus-

eilenden Technologien und rückwirkenden gesellschaftlichen Bedingungen. Weder kann man das Rad funktionaler Dauerhaftigkeit der Dinge zurückdrehen noch die Lust an der Veränderung unterdrücken. «Gutes Design» – und damit auch «alternatives Design» – muss sich klar entscheiden, wo Dauer am Platze und wo Veränderung richtig ist. – Zu diesem Punkt habe ich mich in meinem Design-Beitrag in dem von E. Lucie-Smith, S. Hunter und A.M. Vogt betreuten Supplementband II der Propyläen-Kunstgeschichte ausführlicher geäussert. Unbeantwortet bleibt zuletzt auch die Frage, ob das Kräftespiel unserer Produktionssysteme solche Ausgleichsmechanismen dauerhafter und vorübergehender Werte zulässt, beeinflussbar wäre.

P.S.

Jacques Blumer:

4 Fragen

1. Hat die moderne Architektur im Wohnbereich versagt?
2. Kann man Wohnen lernen?
3. Was halten Sie von alternativen Wohnformen?
4. Wo werden heute die Leitbilder modernen Wohnens geprägt?
Hat das «gute Design» ausgespielt?

4 Weitere Fragen

- 1a Haben dadurch, dass ich einen Vergleich mit dem Märkischen Viertel ziehe, der stinkende Abfall in Vater Zilles Mülltonne sich in Balsam und der Hinterhof sich in den Klostergarten von Monreale verwandelt?
- 2a Kann man Atmen nicht-lernen?
- 3a Wer hat Angst vor Virginia Woolf?
- 4a Hat die Venus von Milo Runzeln gekriegt?

4 Bemerkungen

- 1b Haue nicht den Sack Architektur, sondern nenne den Esel Komerz.
- 2b Versuche eine Entschulung von TV-Spot bis Warenhaus.
- 3b Statt Gewinn dem Besitzer des Studios zu verschaffen, ziehe es in Betracht, zusammen mit anderen in einem grossen Haus am Abend im Garten an der Sonne zu sitzen.

4b Auch wenn Du Dir die Lust an der Mode nicht verdriessen lassen willst, so trinke den Rémy Martin doch nicht on the rocks.

Robert & Trix Haussmann

Wohnen Wunsch, Wonne, Wahn *

Den Wunsch nach Wonne hat jeder
Wonne als Dauer bleibt Wahn
Erfüllte Wünsche schaffen Gewohnheit
Gewohnheit bewirkt Gewöhnlichkeit
Wohnlichkeit
Wahn-witzig die Gewöhnung an Wonne
Wenig witzig der Wohnlichkeits-Wahn
Wohnentwöhnung ein Werk von André Thomkins
Wahn-Entwöhnung unser Wunsch

zitiert aus Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Walter de Gruyter, 20. Auflage, Berlin 1967:

* *wohnen* schwach flektierend, Zeitwort, mittelhochdeutsch niederländisch *wonen*, altsächsisch *wonon*, *wunon*, althochdeutsch *wonen*, altfriesisch *wonia* (*w*)*unia*, angelsächsisch *wunian* «wohnen, sein, bleiben» dass die Grundbedeutung «zufrieden sein» ist, lehren altmordisch *una* «zufrieden sein», gotisch *wunan* (in *unwunands* «bekümmert», Germanisch *wun-* ist Tiefstufe zu der verbreiteten indogermanischen Wurzel *uen* «verlangen, lieben», deren Ableitungen unter *gewinnen*, *gewöhnen*, *Wahn*, *Wonne* und *Wunsch* behandelt sind.